

# Dekolonisierung als Herausforderung für die (heterodoxe) Ökonomie

REZENSENT:IN

Julia Bernegger\*

WERK

Dutt, Devika/Alves, Carolina/Kesar, Surbhi/Kvangraven, Ingrid H. (2025).

Decolonizing Economics. An Introduction.

Cambridge & Hoboken, Polity Press. 292 Seiten. Taschenbuch. 25,99 EUR.

ISBN 978-1-5095-4548-3

ZUSAMMENFASSUNG

„Decolonizing Economics: An Introduction“ setzt bei der Selbstbeschreibung der spätneoklassischen Ökonomie als universale, wertneutrale Sozialwissenschaft an und legt deren koloniale und normative Voraussetzungen offen. Die Autorinnen argumentieren, dass zentrale Kategorien wie Entwicklung, Produktivität oder Marktintegration in imperialen Machtverhältnissen entstanden sind und bis heute eurozentrische Perspektiven reproduzieren. Als Einführung und zugleich disziplinpolitische Intervention fordert das Buch eine Öffnung von Lehrplänen, Publikationsstrukturen und methodischen Standards gegenüber kritischen, marginalisierten Stimmen aus der Peripherie und heterodoxen Traditionen. Dabei verschiebt es die Debatte um Pluralismus explizit in Richtung globaler Ungleichheitsverhältnisse und beantwortet implizit die Frage, wie disziplinäre Relevanz jenseits des universalistischen Anspruchs neu begründet werden kann. Die Antwort liegt in einer Neubestimmung wissenschaftlicher Gütekriterien: nicht über vermeintliche Neutralität, sondern über historische Kontextualisierung, Reflexion („strong objectivity“) und einen radikalen Universalismus, der strukturelle Ungleichheit analytisch wie politisch ernst nimmt.

DOI

10.59288/wug521.340

---

\* **Julia Bernegger:** Universität Wien  
Kontakt: julia.bernegger@univie.ac.at

Die Ökonomie versteht sich gern als universale Sozialwissenschaft: Ihre Modelle beanspruchen Gültigkeit unabhängig von Raum, Geschichte und Machtverhältnissen. Genau dieser Anspruch steht im Zentrum der Kritik von „Decolonizing Economics. An Introduction“. Die Disziplin wird seit geraumer Zeit von zahlreichen ihrer eigenen Vertreter:innen aufgrund dieses stark eingeeengten Verständnisses bemängelt. Ein spätneoklassisch geprägter, scheinbar universell anwendbarer Mainstream dominiert – und lässt andere, heterodoxe Herangehensweisen an die Erforschung wirtschaftlichen Handelns kaum zu. Diese Kritik ist nicht neu: Feministische, ökologische und marxistische Ökonom:innen führen diesen Kampf schon lange. Neu ist allerdings, eine dermaßen homogenisierte Disziplin wie die Ökonomie, die nach wie vor von *weißen*<sup>1</sup> Männern und deren Ideen dominiert wird, aufzufordern, sich zu dekolonisieren. Nichts Geringeres fordern die Autorinnen und argumentieren, dass zentrale Kategorien der Disziplin – von Entwicklung über Produktivität bis Marktintegration – innerhalb kolonialer und imperialer Gewaltverhältnisse entstanden sind und diese nach wie vor reproduzieren. In „Decolonizing Economics“, einem Beitrag zur Polity-Press-Serie „Decolonizing the Curriculum“, die neben der Ökonomie auch andere sozialwissenschaftliche Disziplinen unter die Lupe nimmt, betonen die Autorinnen die besondere Schwierigkeit – aber auch die Relevanz – einer „decolonizing agenda“ in den Wirtschaftswissenschaften.

Das Buch ist als Einführung konzipiert und richtet sich in erster Linie an Studierende und Lehrende, zugleich will es jedoch als politische Intervention verstanden werden. Es zielt auf Lehrpläne, Publikationsstrukturen und methodische Standards und fordert eine systematische Öffnung gegenüber Autor:innen und theoretischen Traditionen aus der Peripherie<sup>2</sup>. Damit reiht es sich in die wachsende Kritik an der Selbstbeschreibung der Mainstream-Ökonomie als wertneutraler, kontextfreier Wissenschaft ein – und erweitert diese Debatte explizit um globale Machtasymmetrien. „Decolonizing Economics“ ist ein kluges Buch und Ergebnis einer beeindruckenden Syntheseleistung von de- und postkolonialer Literatur mit diversen heterodoxen Traditionen und marginalisierten Stimmen aus der Peripherie. Es stellt damit eine Bereicherung für alle (angehenden) Ökonom:innen und Interessierte dar, die selbstreflektiert genug sind, um sich auf die Diskussion um Eurozentrismus und Dekolonisierung einzulassen.

Im Vorwort schreiben die Autorinnen, dass sie selbst die ausschließende Dominanz selbst heterodoxer Ökonomieinstitute aus ihrer Zeit als PhD-Studentinnen kennen – sowohl aufgrund ihrer Ideen als auch ihrer Identitäten als junge Frauen und Women of Color schlug ihnen oftmals Widerstand entgegen (viii). Zur Zeit

- 
- 1 Der Identitätsbegriff „*weiß*“ wird hier bewusst klein- und kursiv geschrieben, um Weißsein als soziale Konstruktion zu markieren und die historische Überhöhung der Kategorie und ihre Erhebung zur Norm aufzubrechen. Umgekehrt werden „Schwarz“ und „Indigen“ großgeschrieben, um rassistischen Konnotationen sprachlich vorzubeugen.
  - 2 Die Wahl zur Bezeichnung der Regionen fiel hier, wie bei den Buchautor:innen, auf die Kategorien Zentrum und Peripherie, um auf ihre konstruierte Hierarchisierung zwischen Globalem Norden und Globalem Süden hinzuweisen (216, Endnote 1).

der Veröffentlichung sind alle vier an britischen Universitäten affiliert: Devika Dutt am King's College London als Lektorin für Entwicklungsökonomie; Carolina Alves an der University College London als Associate Professor und der University of Cambridge als Fellow in Economics; Surbhi Kesar als Senior Lecturer der Ökonomie an der SOAS, University of London; Ingrid H. Kvangraven als Senior Lecturer der Internationalen Entwicklung am King's College London.

### **Die eurozentrischen Grundlagen der Ökonomie**

„Decolonizing Economics“ besteht aus zwei Teilen: Der erste (Kapitel 1–4) beschäftigt sich mit Eurozentrismen in der Volkswirtschaft und zeichnet diese historisch nach. Am Beispiel der Entwicklungsökonomie wird die Gefahr der Vereinnahmung einer in ihren Anfängen radikalen Subdisziplin durch koloniale, kapitalistische Strukturen nachgezeichnet (Kapitel 4). Der zweite Teil (Kapitel 5–9) widmet sich dem Entwickeln einer „decolonizing agenda“ sowie deren Anwendung auf verschiedene ökonomische Themenkomplexe – Wachstum und Preisentwicklung, Arbeitsmarkt und informelle Arbeit sowie Betrachtungen von Institutionen und Rationalität (Kapitel 7) – und liefert konkrete Vorschläge für die Dekolonisierung von ökonomischer Lehre, Universitäten und Gesellschaft sowie politische Handlungsempfehlungen (Kapitel 8).

Die eurozentrischen Grundlagen der heutigen Mainstream-Ökonomie lassen sich anhand einer Einordnung und Neubewertung der Geschichte ableiten. Sowohl in der hegemonialen Darstellung der Wirtschaftsgeschichte, sprich der „Durchsetzung“ des Kapitalismus in Europa, als auch der Theoriengeschichte der Disziplin als Abfolge wissenschaftlicher Triumphe zeigen die Autorinnen Fehler und Lücken auf. So könne die Mainstream-Ökonomie mangels ihrer Beachtung der qualitativen Veränderungen der sozialen Beziehungen und Klassenverhältnisse die gewaltsame Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in England nicht erklären. Der zweite Fehler liege in der Missachtung globaler Unterdrückungssysteme wie Kolonialismus, Rassifizierung, Imperialismus und Patriarchat, die für die Durchsetzung des Kapitalismus in Europa notwendig waren (46): Ein wirkmächtiges und dennoch häufig ausgeblendetes Beispiel würden die drei Jahrhunderte des transatlantischen Sklavenhandels sowie die Konstruktion einer (pseudowissenschaftlichen) rassifizierten Hierarchie zu seiner Legitimierung darstellen. Erst die brutale Ausbeutung der Arbeitskraft rassifizierter Schwarzer Menschen und die Aneignung kolonisierten Landes und seiner Rohstoffe schafften die Grundlage, auf der sich die kapitalistische Produktionsweise etablierte (47).

Die übliche Erzählung der disziplinären Theoriengeschichte verfolge eine „standard lineage of Smith – Malthus – Mill – Ricardo – Marshall – Keynes“ (50), die einer genaueren wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung allerdings nicht standhalte. So werde regelmäßig übersehen, dass Adam Smith zentrale Ideen von chinesischen und arabischen Intellektuellen übernommen hatte, und die Mainstream-Interpretationen seiner Arbeitswerttheorie bezeichnen die Autorinnen als „more Eurocentric than Smith himself“ (50). Mainstream-ökonomische Darstellungen der

eigenen (europäischen bzw. disziplinären) Geschichte würden den tief sitzenden Eurozentrismus der Disziplin offenbaren. Diesen definieren die Autorinnen als eine „partial, distorted, and idealized view of capitalist development“, welche das kapitalistische Zentrum dem „rest of the world“, der Peripherie, aufzwingen würde (52). Wo also angenommen werde, die kapitalistische Produktionsweise habe sich natürlich als die rationalste und effizienteste durchgesetzt, folge, dass alle nicht-kapitalistischen Produktionsweisen mangelhafte Abweichungen darstellen, die durch die helfende Hand von Ökonom:innen aus dem kapitalistischen Zentrum korrigiert und auf den richtigen Pfad geleitet werden müssten.

Die koloniale Geschichte der Disziplin würde sich – neben ihrer einseitigen Darstellung – in zwei wesentlichen Punkten in heutigen ökonomischen Theorien widerspiegeln, von denen auch heterodoxe Ansätze nicht befreit seien: erstens in der Arbeit mit dualistischen Kategorien, die im imperialen Kontext entstanden und hierarchisch aufgeladen wurden (140–160), und zweitens im universalistischen Anspruch einer Ökonomie, die Alternativen zum egoistisch nutzenmaximierenden und hyperindividualistisch konzipierten Homo oeconomicus und seiner Rationalität, die sich über kapitalistische Marktmechanismen auf die gesamte nationalistisch gedachte Gesellschaft erstrecken soll, entweder ausblendet oder als vormodern und ineffizient abwertet.

Für mit ökonomischer Theoriengeschichte, insbesondere ihrer marxistischen Lesart, vertraute Leser:innen enthalten die ersten Kapitel des Buches wohl wenig inhaltlich Neues. Ihre vielleicht größte Stärke liegt jedoch in der systematischen Zusammenführung verschiedener Ansätze und der Rekonstruktion der historischen kolonialen Verstrickungen der Grundlagen, Strukturen und Institutionen der heutigen Ökonomie. Dabei analysieren die Autorinnen die fortgesetzten Auswirkungen einer immer enger, eurozentrischer und patriarchaler werdenden Wirtschaftswissenschaft auf die sozialen Beziehungen und wirtschaftlichen Subjekte insbesondere in der Peripherie. Auch in gut gemeinten progressiven und heterodoxen Werken, so die Autorinnen, stecke eine beachtliche Menge eurozentrischer Vorannahmen, die wiederum, aufgrund der Hegemonie der Ökonomie gegenüber anderen Sozialwissenschaften, folgenschwere politische Entscheidungen nach sich ziehen können (15). Sie betonen jedoch, dass die Kolonialität ökonomischer Traditionen nicht bedeute, dass die einzelnen Ökonom:innen zwangsläufig rassistisch, kolonialistisch oder patriarchal seien – insbesondere Entwicklungsökonom:innen würden es oft gut meinen, dabei tragischerweise aber dennoch häufig problematische Strukturen reproduzieren. Die Autorinnen wollen das Buch also keineswegs als Attacke auf einzelne Ökonom:innen verstanden wissen, sondern vielmehr die hinter ihrer Arbeit liegenden Strukturen sichtbar und damit angreifbar machen (161).

### **Methoden und Kategorien dekolonisieren**

Die Autorinnen von „Decolonizing Economics“ schließen sich der bereits langen Reihe heterodoxer Ökonom:innen an, die den eingegengten Blick darauf, was in der Wirtschaftswissenschaft als akzeptable Methodik gilt, hinterfragen. Ein

wesentlicher, bereits erwähnter Kritikpunkt betrifft die Ahistorizität und den universalistischen Anspruch der Mainstream-Ökonomie, die das Einbeziehen diverser historisch gewachsener sozialer Logiken und Unterdrückungsstrukturen verunmöglichen (69). Der methodische Individualismus bzw. Nationalismus, der der Mikro- bzw. Makroökonomie zugrunde liegt, und exogen und fixiert gedachte Präferenzen würden den Eindruck erwecken, dass jedes wirtschaftliche Handeln modelliert und anhand deduktiver quantitativer Methoden rein technisch und ideologiefrei untersucht werden könne (67). Anhand zahlreicher Beispiele zeigen die Autorinnen auf, dass die scheinbar universellen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten nur sehr begrenzt passende Erklärungen oder politische Lösungen bereithalten und stattdessen dazu dienen, die Entwicklungen im kapitalistischen Zentrum zu überhöhen und jene der Peripherie abzuwerten (72). Um Eurozentrismen und wirkungsloser bis gewaltvoller ökonomischer Forschung entgegenzutreten, entwickeln die Autorinnen eine „decolonizing agenda“, die sie im zweiten Teil des Buches entfalten.

Den „empirical turn“ der Volkswirtschaft kritisieren die Autorinnen folglich als eine weitere Verengung, die das Selbstbild der Ökonom:innen als neutrale, objektive, apolitische, rein technische Wissenschaftler:innen zementieren würde (75). Besonders kritisch diskutiert das Buch dabei experimentelle Methoden und Randomized Controlled Trials, die in der Entwicklungsökonomie häufig zum Einsatz kommen. Diese seien ethisch teils höchst bedenklich, bleiben aufgrund ihres Verzichts auf theoretische, historische und politische Einbettung im besten Fall wirkungslos, im schlimmsten Fall können sie jedoch gewaltvolle Strukturen reproduzieren – so geschehen in einer bekannten Studie, in der Ökonom:innen zufällig ausgewählten Haushalten mit niedrigem Einkommen in Nairobi, Kenya, das Wasser abdrehten (76 u. 210; Wilson et al. 2023). Die Kritik ist nachvollziehbar und berechtigt. Die methodologische Grundlage einer „decolonizing agenda“ ist in der Ablehnung des eurozentrischen Universalismus zu finden. Diesen allerdings wollen sie nicht durch seine Umkehr, den Partikularismus, ersetzen, da dieser zu Essentialismen und fehlgeleiteten Romantisierungen neige und daher allzu oft durch rechte Kräfte (in der Peripherie) instrumentalisiert würde. Stattdessen schlagen sie einen „radical universalism“ vor, der, anders als der eurozentrische Universalismus, wandelbar, lokal angepasst und kulturell sensibel sein könne, dabei aber, anders als partikularistische Ansätze, das gemeinsame Menschsein ins Zentrum rücke (134). Der Ansatz des radikalen Universalismus klingt vielversprechend, Möglichkeiten einer konkreten methodischen Ausgestaltung bleiben allerdings vage – dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass es sie erst zu entwickeln gilt.

Neben dem Universalismus wollen Dutt, Alves, Kesar und Kvangraven auch die Objektivität durch Dekolonisierung verbessern, indem sie Positivismus ablehnen. Wie feministische Theoretikerinnen vor ihnen nennen sie dazu den eigenen Standpunkt als wesentliches Werkzeug: Anstatt positivistischer Neutralität und „weak objectivity“ fordern sie das Streben nach einer „strong objectivity“ durch Reflexion und Offenlegung der eigenen Position innerhalb gesellschaftlicher

Machtstrukturen und der politischen und theoretischen Färbung der Forscher:innen (135). In Einklang mit ihrer Kritik des Individualismus wollen die Autorinnen die Mainstream-Ökonomie allerdings nicht bloß durch ökonomische Arbeiten von marginalisierten Gruppen angehörenden Personen oder aus Regionen der Peripherie ergänzen – das käme reiner Identitäts- oder Diversitätspolitik gleich und wird konsequenterweise abgelehnt. Vielmehr gehe es darum, marginalisierte theoretische Perspektiven zu Wort kommen zu lassen, deren Herangehensweise strukturelle Machtungleichheiten aufdecken und Alternativen aufzeigen könne (139). In einem vergleichsweise kurzen Abschnitt betonen die Autorinnen daher die Relevanz kritischer Reflexion von Methodologie und wissenschaftlichen Gütekriterien. Wissen solle als konstruiert anerkannt, der Standpunkt der Forscher:innen und Machtstrukturen reflektiert und verschiedene Methoden angewandt werden (137). Gerade hier, wo das Buch zwar die Notwendigkeit einer methodischen Neuorientierung betont, bleibt die Ausarbeitung möglicher qualitativer, diskursiver oder Indigener Ansätze allgemein. Dabei kennen und zitieren die Autorinnen unter anderem Linda Tuhiwai Smith (2012), die bereits 1999 ein umfassendes Werk zu Strategien dekolonialer Methodologien und ethisch akzeptablem, d. h. partizipativem, rücksichtsvollem und kulturell sensiblem Umgang mit Indigenen Menschen vorgelegt hatte.

Eine Stärke des Buches liegt hingegen in seiner systematischen Aufarbeitung der historischen Konstruktion und rezenten Reproduktion hierarchisierender Kategorien. Die Problematik von Kategorien bringen die Autorinnen treffend auf den Punkt: Sie zu verwenden, wie notwendigerweise bei der Anwendung quantitativer Methoden, könne die ihnen inhärente konstruierte Differenz reproduzieren. Sie nicht zu verwenden aber berge das Risiko, bestehende Ungleichheiten zu übersehen. Die Lösung liege in einer vorsichtigen historischen Einbettung und Überprüfung herkömmlicher Kategorien, insbesondere jener, die eurozentrische Trennungen und Hierarchisierungen reproduzieren. Diese gelte es zu dekonstruieren, ihre Wirkmacht zu prüfen und sie gegebenenfalls durch Kategorien aus dem jeweils passenden Kontext zu rekonstruieren (140 u. 142). Der Einbettung, Dekonstruktion und Analyse sowie dem Aufzeigen möglicher Alternativen zu kolonialen, patriarchalen und rassifizierten Kategorien widmen die Autorinnen in einer beeindruckenden Zusammenführung ganze 20 Seiten (140–160).

### **Wirtschaftspolitische Implikationen der „decolonizing agenda“**

Die Autorinnen verweisen vielfach auf die Implikationen für die materiellen Lebensbedingungen eurozentrischer und patriarchaler wirtschaftspolitischer Handlungsempfehlungen und schaffen damit den notwendigen Schritt über die diskursive Ebene hinaus. Berühmt-berüchtigt sind die Auswirkungen der „Structural Adjustment“-Programme, anhand deren zahlreichen Regierungen der Peripherie von den internationalen Finanzinstitutionen (IFIs) neoliberale „one-size-fits-all policies“ nach Vorbild der kapitalistischen Zentren aufgezwungen wurden. Diese führten allerdings nicht, wie von eurozentrischen Akteuer:innen erwartet, zu Wachstum und positiven Wohlstandsentwicklungen, sondern hatten teils stark

negative Auswirkungen (97). Infolge der globalen Schuldenkrise in den 1980er-Jahren verschärfte sich die Kontrolle der IFIs über die innenpolitischen Angelegenheiten der Peripherie zusätzlich (101). Aus postkolonialen Zusammenhängen erwachsene staatliche Schulden beeinflussten so über aufoktrozierte Konjunkturmaßnahmen alle Lebensbereiche – bis hin zur neoliberalen Ausrichtung der Hochschul- und Bildungspolitik, die wiederum zahlreiche dekoloniale Denkschulen und Lehrpläne zunichtemachte (102).

Nicht nur Mainstream-Ökonom:innen würden jedoch in eurozentrische Fallen tappen, welche auch im kapitalistischen Zentrum selbst oft starke Auswirkungen hätten: „We argue that economic phenomena everywhere can be best understood when situating them within relevant power structures such as capitalism, imperialism, racialization, casteism, and patriarchy“ (162) – nicht nur in der Peripherie könnten ökonomische Zusammenhänge mithilfe einer „decolonizing agenda“ besser erfasst und bearbeitet werden, sondern auch im kapitalistischen Zentrum. Dennoch finden sich auch bei heterodoxen Autor:innen Eurozentrismen und mangelndes Bewusstsein dafür: „It may be the case that in their attempt to protect their constantly narrowing space as the mainstream excludes them, they [heterodox economists] become excessively protective of their networks. However, this sometimes results in yet another white men’s club [...]“ (127). Keynesianische oder marxistische Ansätze, obgleich heterodox und durchaus an Machtfragen interessiert, würden dennoch die kapitalistischen Zentren in ihren Analysen häufig als abgeschlossene Systeme denken und so die stabilisierende Wirkung der Peripherie ausblenden. So würden fortgesetzte Enteignungen in der Peripherie die Kaufkraft und damit die Nachfrage drücken und somit wesentlich zur Preisstabilität im Zentrum beitragen (121). Auch der so wichtige heterodoxe Ansatz des endogenen Geldes könne beispielsweise nur eingeschränkt auf Finanzmärkte übertragen werden, die anders funktionieren als jene im kapitalistischen Zentrum (122). Postkeynesianische Arbeitsmarktanalysen wiederum würden häufig Realitäten wie die besonders in der Peripherie große Bedeutung informeller, nichtkapitalistischer oder familienbasierter Arbeit ausblenden (122). Unsichere, prekäre, informelle Arbeit außerhalb des formalen Arbeitsmarktes ist als solche von Autor:innen aus der Peripherie gut erforscht – Autor:innen im kapitalistischen Zentrum aber kennen diese Literatur kaum und wundern sich daher über das verstärkte Aufkommen von „neuen“ Arbeitsformen wie der Plattform- oder Gig-Ökonomie, die nicht zu ihren eurozentrischen Thesen passen (177). Blinde Flecken als Resultate eurozentrischer Verallgemeinerungen würden dem Erkenntnisgewinn und letztlich an die jeweilige Situation angepassten politischen Empfehlungen im Weg stehen.

### **Was tun?**

Durch das gesamte Buch zieht sich die Einsicht, dass strukturelle Probleme wie jenes des Eurozentrismus strukturelle Lösungen erfordern. Die Verantwortung für die Reflexion der eigenen Praxis trägt der:die individuelle Forschende, Lehrende und Studierende – jene für die geforderte grundlegende Transformation der

Wirtschaftswissenschaft aber liege in der Struktur und sei daher schwer festzumachen. Dekolonisierung sei „a political, uncomfortable and, at times, even a violent process, given that it ultimately aims to disrupt existing power structures“, stellen die Autorinnen klar und stemmen sich damit wohl präventiv gegen drohende Vereinnahmungen durch systemkonforme Ansätze (185). In dem nach Lenins (1902) Programmschrift gegen den „Ökonomismus“ in der eigenen Partei benannten Kapitel 8 „What is to be done?“ versuchen sich die Autorinnen an konkreten Lösungsvorschlägen.

Diese beginnen mit der ökonomischen Lehre, die nicht nur theoretisch diversifiziert werden, sondern auch Pädagogik wieder klar als transformativ begreifen sollte (187). Auch epistemologische Kritik will wieder gelernt und in die Lehre integriert werden, um Studierenden das Aufbrechen universalistischer Annahmen und Erkennen von Machtstrukturen zu ermöglichen. Darüber hinaus sei es zentral, Studierenden ein Verständnis dafür zu vermitteln, dass jede Forschung – auch oder gerade jene, die behauptet, wertfrei zu sein – politisch ist und dass ein Verständnis für und die Teilnahme an politischen Kämpfen zur Bildung dazugehöre (195). Hochschulen selbst seien aus Sicht einer „decolonizing agenda“ durchaus widersprüchlich, da sie historisch zugleich Orte massiver kolonialer Unterdrückung und emanzipatorische Reflexionsräume seien (196). Sofern es aber gelänge, neoliberale Agenden zurückzudrängen, heterodoxe Institute und jene der Peripherie zu unterstützen und Publikations- und Einstellungsprozesse gerechter zu gestalten, scheinen die Autorinnen vom universitären Potenzial überzeugt (202–204).

Auch bei zahlreichen anderen globalen Institutionen und Politiken stelle sich die Frage, ob sie nicht dermaßen kolonial geprägt sind, dass ihre Dekolonisierung nahezu absurd wird – viele Theoretiker:innen und Aktivist:innen fordern daher vielmehr ihre Abschaffung. Da Universitäten, die IFIs und nationalstaatliche Strukturen aber vermutlich noch länger Bestand haben werden, argumentieren die Autorinnen dennoch für den Kampf um ihre Dekolonisierung (206). Dies könne gelingen, indem Institutionen und politische Empfehlungen daraufhin geprüft würden, ob sie strukturelle Unterdrückung adressieren und Schritte unternehmen, ihnen entgegenzutreten, ob sie also antikolonialistisch, antiimperialistisch und antipatriarchal seien. Weiters müssten die Perspektiven derjenigen Menschen, die eine politische Maßnahme erreichen soll, in Betracht gezogen werden (206). Anhand der Themen Klimapolitik, IFIs und ihr Umgang mit nationalstaatlichen Schulden, technokratische „evidence-based policy“ und Gesundheitspolitik am Beispiel der COVID-19-Pandemie zeichnen die Autorinnen die politischen Implikationen einer „decolonizing agenda“ nach (206–212). In seiner thematischen Breite und analytischen Tiefe vermittelt „Decolonizing Economics“ ein gutes Verständnis für die Vielfalt möglicher Untersuchungsfelder und regt dazu an, die eigene Arbeit kritisch zu hinterfragen und um marginalisierte Stimmen aus der Peripherie zu erweitern.



## Fazit

„Decolonizing Economics“ verschiebt die disziplinäre Selbstbeschreibung der Ökonomie, indem es ihre normativen und kolonialen Voraussetzungen systematisch offenlegt. Die Autorinnen überzeugen sowohl in ihrer breit angelegten Synthese kolonialitätskritischer und heterodoxer Ansätze als auch in ihrer disziplinpolitischen Intervention gegen den eurozentrischen Universalismus der Ökonomie. Eine Grundsatzfrage, die sich bei der Lektüre stellt, ist jene, ob und wie eine dekoloniale Ökonomie neue Formen disziplinärer Aussagekraft entwickeln kann, wenn sie den bisherigen universalistischen Anspruch zurückweist. Die hohe Bedeutung der Mainstream-Ökonomie für Politik und Öffentlichkeit entsteht wesentlich aus Standardisierung und Vergleichbarkeit – gerade dieser Anspruch aber wird von der dekolonialen Kritik bewusst unterminiert. Damit stellt sich die Frage, wie sich die disziplinäre Relevanz neu herstellen lässt. „Decolonizing Economics“ antwortet darauf, indem es wissenschaftliche Gütekriterien nicht über vermeintliche Neutralität und Kontextunabhängigkeit definiert, sondern über historische und anpassungsfähige Tiefe, über Reflexion im Sinne einer „strong objectivity“ und die Entwicklung eines radikalen Universalismus, der strukturelle Ungleichheitsverhältnisse analytisch und politisch bearbeitbar macht.

Die Autorinnen benennen ihre Zielgruppe als die an heterodoxen Ideen interessierten Studierenden der Volkswirtschaft – in der Hoffnung, dass diese Gruppe ihrer Kritik und Erweiterung des Ökonomischen am aufgeschlossensten gegenüberstehen würde (ix). Ich stimme den Autorinnen in ihrer Einschätzung der eigenen Zielgruppe zu; während meines Ökonomiestudiums hätte ich mir sehnlichst ein solches Buch gewünscht, das die dekoloniale Kritik, wie ich sie aus anderen Disziplinen kenne, endlich auch auf die Volkswirtschaft anwenden würde. Aufgrund des bemerkenswerten Rückstandes, den die Ökonomie diesbezüglich gegenüber anderen Sozialwissenschaften aufweist, halte ich die Lektüre von „Decolonizing Economics“ allerdings als unverzichtbar für ein weit breiteres ökonomisch tätiges oder schlichtweg interessiertes Publikum. Das selbsterklärte Ziel der Autorinnen ist letztlich, zu einer Diskussion über die Eurozentrismen der Ökonomie und mögliche Wege, die Disziplin zu dekolonisieren, einzuladen (ix). Ich möchte mich dem anschließen und alle Leser:innen dieses Beitrags dazu anregen, neuerlich einen kritischen Blick auf ihre Annahmen in Bezug auf die eigene Disziplin, die eigene Arbeit und Kernbegriffe wie Wohlstand, Wachstum und Arbeit zu werfen. In vielen Fällen, wie sich durch die Lektüre von „Decolonizing Economics“ zeigt, sind diese zutiefst eurozentrisch geprägt und dadurch nicht nur wissenschaftlich unrichtig, sondern auch machterhaltend. Die gute Nachricht aber ist: Das Leben ist geprägt von Wahlmöglichkeiten und Entscheidungen – wen wir lesen, was wir lernen, wie wir unterrichten –, und sich an einer „decolonizing agenda“ zu beteiligen stellt eine solche Möglichkeit dar (214).

## LITERATUR

**Lenin, Wladimir Iljitsch (1902).** Was tun? Brennende Fragen unserer Bewegung. Online verfügbar unter <https://www.marxists.org/deutsch/archiv/lenin/1902/wastun/index.htm> (abgerufen am 27.02.2026).

**Smith, Linda Tuhiwai (2012 [1999]).** Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples. Dunedin, Otago University Press.

**Wilson, Adrian/Kasina, Faith/Nduta, Irene/Akallah, Jethron Ayumbah (2023).** When economists shut off your water. Developing Economics blog, 11.12.2023. Online verfügbar unter <https://developingeconomics.org/2023/12/11/when-economists-shut-off-your-water/> (abgerufen am 27.02.2026).